
Themenheft 61: Becoming Data – Pädagogische Implikationen postdigitaler Kultur.
Herausgegeben von Viktoria Flasche und Anna Carnap

Ein Gespräch mit Martina Leeker über das Zaudern, Spielen und Sorgen

Anna Carnap¹ , Viktoria Flasche²  und Martina Leeker³ 

¹ Humboldt-Universität zu Berlin

² Kunstakademie Düsseldorf

³ Universität zu Köln

Zusammenfassung

Im Gespräch reflektiert Martina Leeker die Verflechtungen von Digitalisierung, Subjektivierung und ästhetischer Praxis. Ausgehend von ihrer Arbeit an der Schnittstelle von Medienwissenschaft, Theaterpraxis und künstlerischer Forschung diskutiert sie mit den Herausgeber:innen des Themenheftes, wie datenbasierte Technologien gegenwärtige Formen des Wahrnehmens, Handelns und Wissens prägen. Anknüpfend an Überlegungen zum Zaudern, zur Kritik und zu ästhetischen Experimentierformen zeigt Leeker, wie künstlerische Forschung Räume eröffnen kann, in denen digitale Machtverhältnisse erfahrbar, befragbar und potenziell transformierbar werden. Das Gespräch liefert wichtige Impulse für die Debatte um Becoming Data, indem es die Verwobenheit von Theatralität, Medialität und widerständiger Praxis in den Blick nimmt.

A Conversation with Martina Leeker on Hesitation, Play, and Care

Abstract

In this interview, media and theatre scholar Martina Leeker reflects on the entanglements of digital technologies, subjectivation, and aesthetic practice. Drawing on her work at the intersection of media theory, artistic research, and theatre pedagogy, she discusses with the editors of the special issue how contemporary data cultures shape modes of perception, agency, and knowledge production. Connecting theoretical reflections on power, education, and digitality with experiences from artistic research projects, the interview explores how aesthetic practices can create spaces for critical inquiry and foster forms of agency within increasingly datafied worlds.

1. Vorbemerkung zum Interview

Martina Leeker ist ausserplanmässige Professorin und vertritt den Lehrstuhl für Ästhetische Theorie und Praxis am Institut für Kunst und Kunsttheorie der Universität zu Köln. Das Gespräch mit Martina Leeker fand am 22. September 2023 statt und wurde von den Herausgeberinnen dieses Heftes, Anna Carnap und Viktoria Flasche, geführt und editorisch bearbeitet. Martina Leeker als Medien- und Theaterwissenschaftlerin, Theatermacherin und Theaterpädagogin¹ ist für das Heft *Becoming Data* insbesondere durch ihre Verbindung von ästhetischer Praxis, Medientheorie und kritischer Wissensproduktion relevant. Ihre Arbeiten eröffnen Perspektiven darauf, wie Subjektivierungsprozesse im Kontext (post-)digitaler Kulturen nicht nur analysiert, sondern auch künstlerisch erfahrbar gemacht werden können. Damit liefert sie zentrale Impulse für ein Verständnis von «Becoming Data», das die Verwobenheit von Körper, Wissen und Medialität ebenso berücksichtigt wie deren Potenziale für widerständige Praxis.

Vor diesem Hintergrund rückt insbesondere die von ihr entwickelte Figur des «versierten Spielers» (Leeker 2024) in den Fokus. Sie dient als Ausgangspunkt, um den Umgang mit digitalen Technologien neu zu denken – auch im Bildungs- und Kulturbereich.

2. Nettheatrechannel: Im Spiel der Algorithmen – oder: Mit dem Algorithmus spielen?

VF: Inwiefern eröffnet deine Figur des *versierten Spielers* neue Perspektiven auf den Umgang mit digitalen Technologien im Bildungs- und Kulturbereich? Wir – Anna und ich – sind in unserer Diskussion bei den Themen Spielen und Zaudern hängen geblieben. Wir haben darüber nachgedacht, dass man auch aus dem Zaudern herauskommen muss, um überhaupt ins Spiel zu finden. Es kann ja auch zu viel Zaudern geben. Das hast du anhand deiner Seminare beschrieben, in denen du mit Studierenden praktisch-künstlerisch zu TikTok experimentiert hast: Wenn sie zu lange zaudern, werden sie nicht produktiv, sie kommen gar nicht ins Handeln.

AC: Ja, das Thema betrifft auch meine eigene Positionierung als Seminarleitung. Ich bewege mich immer zwischen der Einladung zu einem affirmativen Mitgehen im Spiel und dem gleichzeitigen Innehalten – einem Hinterfragen, Reflektieren, einem Moment des Zauderns. Ich habe das Gefühl, ich muss als Dozentin immer eine Art Gegenpart einnehmen. Entweder, damit die Studierenden produktiv werden oder aber, um sie ins Zaudern zu bringen. In deinen Seminaren haben Studierende wirklich tolle Dinge entwickelt. Sie zeigen und positionieren sich spielerisch und arbeiten konkret an Projekten. Da würde ich gerne einen Blick hinter die Kulissen werfen: Wie gehst du da vor? Du hast in deinem Text die ästhetische Form als zentrales Element benannt, die Qualität in die Arbeit hinein bringt. Meine Frage ist: Lässt sich das auch pädagogisch übersetzen?

1 Eine Übersicht aktueller Projekte findet sich unter: <https://martina-leeker.de/>.

Anders gesagt: Wenn das Künstlerische durch die Arbeit an der ästhetischen Form besser wird – was wäre dann die pädagogische Entsprechung? Wie könnte man die pädagogische Qualität im Postdigitalen fassen, sozusagen isolieren?

VF: Ich weiss nicht, ob man das überhaupt übersetzen muss. Wichtig ist, dass man es ernst nimmt. Zum Beispiel: Was unterscheidet ein TikTok-Video von einem klassischen YouTube-Video? Es ist etwa dieser extreme Fokus auf das Hochkantformat, oft auch die leichte Untersicht, weil das Handy selbst gehalten wird. Das sind die Stilmittel der Form. Wenn man diese Stilmittel ernst nimmt und nicht ignoriert, ist das bereits ein entscheidender Schritt.

ML: Aber beim Zaudern müssen wir vielleicht noch einmal genauer hinschauen. Joseph Vogl (2007) hat das Zaudern zu einer Denkfigur ausgearbeitet. Er unterscheidet das Zaudern vom Zweifeln. Zaudern lähmt nicht, verhindert aber zugleich, dass man unreflektiert in jede Falle tappt. Genau das wäre doch ideal: nicht passiv bleiben, aber auch nicht kritiklos agieren. Und dann gibt es natürlich noch *Bartleby* – die Figur, bei der das Zaudern selbst schon Widerstand bedeutet. Das ist etwas Subversives: *I would prefer not to*. Das stammt aus Herman Melvilles (2018) Erzählung über den Schreiber Bartleby. Zunächst arbeitet er still, fleissig und ausdauernd. Doch schon bald lehnt er jede weitere Tätigkeit mit den Worten ab: «Ich würde vorziehen, das nicht zu tun.» Dieses Zaudern lohnt sich, noch weiter zu fundieren. Beim Nettheatrechannel²: Beispielsweise führe ich lange Gespräche über Theater und Digitalität, meist anderthalb Stunden, mit unterschiedlichen Themen und Gästen. Als wir den Kanal aufgebaut hatten, war mir wichtig, zusätzlich Social Media einzubeziehen: Twitter, Instagram, Facebook – und eben auch TikTok. Ich dachte anfangs, das sei leicht zu bespielen. Aber es ist überhaupt nicht einfach: Es kostet enorm viel Zeit, man muss ständig aktiv sein, und Erfolg stellt sich keineswegs automatisch ein. Das ist harte Arbeit. Unsere Ausgangsidee war, TikTok als Digital Stage zu nutzen, um die langen Gespräche über Social Media zu bewerben – mit sogenannten «sexy bits» und «geilen Thesen». Als ich dann in Köln anfang, habe ich gedacht: Dort sind viele junge Menschen, die auch in Schulen gehen und vielleicht mit TikTok konfrontiert sind. Die meisten von ihnen hassen TikTok, haben keine Accounts, sind geradezu *anti*. Also habe ich vorgeschlagen: Schauen wir da einmal gemeinsam hinein. Nicht, um das in einem Semester zu meistern, aber um Zugänge zu entwickeln. Wie können Lehrkräfte, die selbst nicht auf TikTok aktiv sind, trotzdem mit Schülerinnen und Schülern darüber arbeiten?

So habe ich TikTok in die Universität getragen. Ich habe noch keine endgültigen Lösungen dafür, was man dort sinnvoll machen kann. Beim ersten Mal habe ich kein Thema vorgegeben. Da die Studierenden aus der Bildenden Kunst kamen, haben sie Kunst vor allem traditionell verstanden – also als Malerei oder Skulptur. Sie begannen, diese Praktiken auf TikTok zu übertragen. Das wäre mir selbst nie eingefallen, Manche entwickelten Formate, in denen gezeichnet und arrangiert wurde, sodass daraus in der Aneinanderreihung eine

2 <https://www.tiktok.com/@nettheatrechannel/video/7203443649303022853?lang=de-DE>.

Art algorithmische oder KI-ähnliche Logik entstand. Andere nutzten die Schnitttechnik: Jemand malt etwas, scheitert, verwirft es – und eine andere Person übernimmt und führt es erfolgreich weiter. Solche Geschichten entstanden, die künstlerisch interessant waren.

Dann habe ich gemerkt: Es ist vielleicht doch sinnvoll, Themen vorzugeben – am besten in Anlehnung an Episoden des Nettheatrechannel. Einmal wählte ich das Thema *Identität*. Da zeigte sich, dass man zunächst viel Theoriearbeit leisten muss: Identität wurde schnell mit Authentizität gleichgesetzt – so nach dem Motto: «Ich bin im Reinen mit mir, so bin ich.» Aber Identität ist eben auch ein Korsett, eine historische Konstruktion des Subjekts. Ich merkte, dass ich an dieser Stelle stärker theoretisch hätte einführen müssen. Dennoch entstanden kreative Projekte. Besonders beeindruckt hat mich eine Studentin, die sehr gut performen konnte und witzige kleine Episoden entwickelte.

Im dritten Durchgang habe ich das Thema *Artificial Intelligence* gewählt. Aus der Erfahrung heraus war klar: Mehr theoretische Vorbereitung ist nötig. Deshalb lasen wir Texte von Wendy Chun (2021). Vor allem das Thema Authentizität erschien mir für TikTok hoch relevant, weil dort eine neue Art von Authentizität – und auch eine neue Form von Theater – entsteht. Eine Gruppe hat sich intensiv mit Chun auseinandergesetzt und daraus ein Projekt entwickelt, in dem sie den TikTok-Algorithmus selbst spielten: Der Algorithmus sitzt da, denkt über die Menschen nach und sagt: «Diese Menschen sind so blöd.» Das war grossartig – und ich bin bis heute ein grosser Fan dieser Arbeit (siehe Abb. 1).

AC: Die Arbeiten sind so super. Die sind richtig toll.

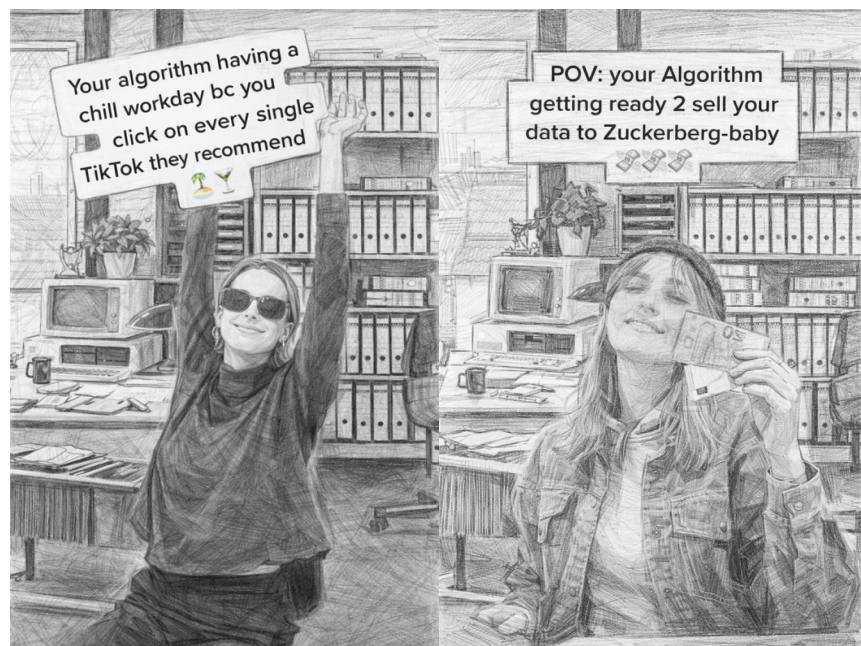


Abb. 1: Screenshots aus TikTok-Videos von Studierenden (aus Gründen der Anonymisierung digital nachgezeichnet) © Martina Leeker.

VF: Genau, ein Point of View aus Perspektive des Algorithmus – das sah auch visuell sehr nach TikTok aus.

ML: Ja, das fand ich ebenfalls. Es war sofort klar, dass es sich um Figuren handelte – Muster, die dort entworfen wurden: Was funktioniert, was funktioniert nicht. Spannend ist allerdings: Wenn man einmal so eine Figur entwickelt hat, muss man sie auch aufrechterhalten. Und das spielt dann möglicherweise auf einen selbst zurück. Gerade aus theaterwissenschaftlicher Perspektive ist das hoch interessant.

Was mich bei den drei Studentinnen wirklich überrascht hat: Sie haben sehr stimmig, stringent und flüssig Figuren aufgebaut. Aber das Publikum hat darauf kaum reagiert. Es wirkte fast schon wie ein Werbe- oder Marketing-Jargon – und trotzdem: Es haben sich nur wenige angesehen. Ich verstehe bis heute nicht, warum. Mein Gefühl ist, dass der TikTok-Algorithmus die Digital Stage boykottiert – das ist natürlich nicht so, aber diese These lässt die Nichtbeachtung erträglich erscheinen. Faktisch sind wir vielleicht einfach nicht relevant genug – zu wenige Follower, zu wenig Reichweite. Oder wir machen es schlicht «falsch».

VF: Ich habe kürzlich eine Fortbildung in Social Media für Wissenschaftlerinnen besucht. Dort wurde uns eingebläut: Wenn man beginnen will, braucht man einen Plan. Man sollte den Content für zwei bis drei Wochen im Voraus vorbereiten und dann regelmäßig posten – immer zur gleichen Zeit, am gleichen Wochentag. Das macht einen für den Algorithmus verlässlich. Zudem sollte man die Post-Zeiten an die Gewohnheiten der Nutzer:innen anpassen. Die Statistiken zeigen dir dann, wann sie in der Regel online sind. Wer das berücksichtigt, wird sichtbarer, weil Neues vom Algorithmus bevorzugt ausgespielt wird.

Man muss sich also gewissermassen kompatibel zum Algorithmus machen. Wenn man nur einmal etwas postet und dann drei Monate nichts, gilt man als nicht kompatibel – und wird kaum noch wahrgenommen.

AC: Wenn du sagst, Martina, die TikTok Videos haben sich nur wenige angesehen und du verstehst bis heute nicht, warum. Wie seid ihr im Seminar damit umgegangen?

ML: Wir arbeiten ja öffentlich, und das sage ich den Studierenden auch: Überlegt euch von Anfang an, ob ihr sichtbar sein wollt oder nicht. Es gibt viele Möglichkeiten, mit Demo-Figuren oder Avataren zu arbeiten. Das ist ja ebenfalls eine ästhetische Form, die sehr weiterführend sein kann. In diesem Fall haben die Studierenden jedoch gesagt: «Nein, wir wollen sichtbar sein, wir machen Figuren.» Ich fand diese Figuren sehr gelungen. Zugleich war das eine Ironisierung, ein theatraler Akt: Sie spielten eine TikTok-Figur. Andere Studierende spielen zwar auch Figuren, aber eher unter dem Vorzeichen vermeintlicher Authentizität – etwa im Stil einer «Influencerin XY». Bei diesen drei

Studentinnen dachte ich: Das muss eigentlich funktionieren. Aber der Algorithmus hat es offenbar nicht verstanden – oder konnte mit dieser stärker theatralen Form nicht umgehen.

AC: Ich würde sie trotzdem als sehr authentisch beschreiben. Sie haben das Stilmittel des Authentischen eingesetzt und zugleich immer wieder gebrochen. Das war sehr charmant.

ML: Ja, das sehe ich auch so. Das Projekt war sehr gelungen. Aber die andere Gruppe, die den Algorithmus selbst inszeniert hat, hat für mich einen entscheidenden Schritt weitergeführt. Da habe ich zum ersten Mal gedacht: Ja, das funktioniert, damit kann man wirklich arbeiten. Man kann eine zusätzliche Ebene einziehen.

Auch wenn ich mich nicht im engeren Sinne als Bildungsforscherin verstehe, sehe ich doch, dass Bildung immer mit Herrschaftsverhältnissen zu tun hat – selbst wenn man sie noch so *smooth* gestaltet. Sie hat immer einen Anteil von Aufklärung, von kritischer Reflexion, die vermittelt wird. Und genau hier lag für mich die Stärke dieses Projekts: Es war zugleich ästhetische Arbeit und künstlerische Forschung. Es ging darum auszuprobieren, was auf TikTok möglich ist, wie TikTok funktioniert – und ob man ein anderes, reflektiertes Level einziehen kann.

AC: Diese Bildungstheorien, dieses reflexive Moment, mit dem du selbst haderst, also zauderst – war das rückblickend hilfreich?

ML: Ich fand die Projekte dieser beiden Gruppen wirklich hervorragend. Genau so hatte ich mir das vorgestellt. Ich will die Studierenden ja nicht festlegen – es ist ein gemeinsamer Prozess. Aber für mich war klar: Das ist künstlerische Forschung. Ich probiere etwas aus, sie entwickeln ihre eigenen Ansätze, wir machen Sichtungen, evaluieren gemeinsam.

Der nächste Schritt wäre jedoch, dass sich die Ergebnisse auch auf TikTok durchsetzen. Dafür müsste ich allerdings viel mehr investieren, um die Digital Stage überhaupt zu etablieren.

3. Care Lab: Performativ sorgen und gemeinsam lernen

ML: Also ich habe gemerkt, ich habe mich verändert. Auf meine alten Tage werde ich so sanft, so milde. Im letzten Sommersemester habe ich gemeinsam mit Konstanze Schütze ein Care Lab³ durchgeführt – das läuft inzwischen schon zum vierten Mal.

Für mich war Care auch ein Thema, weil ich gesagt habe: «Ich will nicht mehr so ausbeuterisch arbeiten.» Ironischerweise macht uns das Care Lab nun sehr viel Arbeit. Aber es entstand eben aus diesem Impuls heraus. Im Vergleich zu den Geisteswissenschaften spürt man deutlich: Wir [Pädagog:innen] können nicht immer nur diskurskritisch begleiten. Gerade die Bildungswissenschaft steht vor dieser Herausforderung – wie Christoph Wulf immer sagte: «Unser Problem ist, dass wir auch etwas machen müssen.»

Mit dem Care Lab versuchen wir, Care nicht nur zu thematisieren, sondern performativ zu praktizieren. Wir machen Übungen, die alle durch die Brille von Care gesehen werden können – viele davon aus dem Repertoire theatraler Methoden. Dabei stellte sich die Frage: *Können wir nicht einfach etwas machen, ohne immer sofort kritisch zu reflektieren? Kann das Machen selbst nicht schon Kritik sein?*

Das fällt mir sehr schwer, weil ich in meinem diskurstheoretischen Denken immer vermeiden will, in Fallen zu tappen oder in Affirmation zu enden. Care bedeutet eben nicht: «Ach schön, wir haben ein Care Lab, jetzt chillen wir ein bisschen.» Auch nicht bei Self-Care im Sinne von: «Ich kümmerge mich mal um mich selbst.» Sondern Care ist harte Arbeit. Man muss Privilegien aufgeben, man muss gegen den eigenen Widerstand ankämpfen. Darum stellt sich die Frage: Wie kann man eine Praxis von Care entwickeln, die nicht soft oder easy daherkommt, sondern die auch die harten Seiten sichtbar macht – eine Kritik an den sozialen, kulturellen und technologischen Bedingungen von Care?

In diesem Feld beginne ich, mich zu Hause zu fühlen. Meine künstlerischen Figuren waren bisher oft hyper-affirmativ, etwa in Lecture-Performances, die eher zum Nachdenken über aktuelle Theorien anregen. Durch das Care Lab habe ich verstanden: Kritik kann auch in der Praxis selbst liegen, in einer Praxis, die zugleich kritisch reflektiert bleibt. Das möchte ich weiter erforschen – gerade weil es für mich zunächst so fremd war.

AC: Aber du hast angefangen damit, dass du so milde geworden bist. Also der erste *Impuls* für das Care-Lab war eine Art von Weichheit?

ML: Eine Art Wohlwollen, erstmal positiv eingestellt zu sein. Retrospektiv war für mich ein Schlüsselmoment, als Distance Socializing während der Pandemie zum «neuen Normal» wurde und alle dem so ablehnend gegenüber standen. Gerade in universitären oder künstlerischen Kontexten hat man dadurch aber auch viel gewonnen. Virtualität ist eine eigene Realität mit eigenen Gesetzen – nicht besser oder schlechter, sondern einfach anders. Eine Studentin war davon völlig überzeugt, fast schon hyper-affirmativ:

3 <https://kunst.uni-koeln.de/careresearchlab/careresearchlab/>.

Berufsausbildung könne künftig nur noch virtuell stattfinden. Gleichzeitig kannten mich die Studenten aber auch als kritische Dozentin. Martina, das ist die, die immer sowas Kritisches macht. Und dann sagten sie plötzlich zu mir: «Wir verstehen dich gerade nicht mehr. Früher warst du kritisch, jetzt klingst du so positiv.» Da habe ich gemerkt: Durch das Care Lab ist bei mir etwas in Bewegung geraten. Ich suche nach anderen Formen.

VF: Wir überdenken es nicht bis ins Letzte, sondern wir machen es einfach mal?

ML: Genau. Wir machen – und zugleich steckt unsere Kritik aus der Forschung schon in dieser Praxis. Wir suchen nach einer Form, die anders ist: Wir tun etwas und reflektieren gleichzeitig. Als Beispiel habe ich im Seminar vorgeschlagen: «Vielleicht müssen wir Cafés eröffnen, in denen wir alle zusammen häkeln.» Eine Studentin hat das tatsächlich umgesetzt.

AC: Dabei entstehen Gespräche, ein gemeinsames Exploring. Das finde ich spannend. Denn es ist zugleich kritisch: Care gilt oft als unprofessionell, als Tätigkeit, die alle können – und die schlecht bezahlt wird. Indem man sie ernst nimmt, wird sie politisch. Im Tun selbst liegt die Kritik. Und dabei wird ja deutlich: Care ist harte Arbeit.

Wenn ich mich um Kinder kümmere, heisst das nicht nur, ihre Bedürfnisse wahrzunehmen, sondern ich muss gleichzeitig den Kontext mitdenken: die Uhrzeit, die Familie, den Ort, die Reaktionen anderer Menschen – zum Beispiel im Restaurant. Diese ständige Vermittlungsarbeit macht Care so anstrengend. Mit einem Kind allein zu sein ist vergleichsweise einfach; schwierig wird es, sobald man vermitteln muss zwischen Bedürfnissen, Kontexten und Erwartungen. Man bedenkt es und muss sich zugleich mit den Bedürfnissen verbinden.

ML: Für mich ist das spannend, so etwas ins Seminar zu holen – wie ein Care Lab als Doing.

AC: Bei der Verbindung von Care und Uni muss ich an die Corona-Zeit denken und daran, wie verwirrt wir damals alle waren. Ich wurde plötzlich zur Verteidigerin von Staat, Demokratie, Schule. Früher war ich schulkritischer, habe mit No Schooling-Ideen geliebäugelt. Aber nun sagte ich: «Nein, die Schule muss geöffnet bleiben. Wir brauchen den institutionellen Raum. Wir brauchen einen verlässlichen Staat, etwas Drittes, nicht nur Familie und Netflix.»

VF: Wir müssen den Kindern etwas ausserhalb des familiären Kontextes bieten.

AC: Genau. Und plötzlich konnten wir uns nicht mehr auf alten Gegen-Positionen verlassen. Which side are you leaning on? Diese Frage liess sich nicht mehr so einfach beantworten. Ich stand plötzlich auf der Seite der Macht?

VF: Als du das erzähltest, Martina, dachte ich sofort: Corona hat die Sphären vermischt. Plötzlich floss die Reproduktionssphäre in die Produktionssphäre. Man sah die Kinder im Hintergrund laufen, hörte Hunde schnarchen – all das kam ins Bild.

AC: Man musste das auch aushalten.

VF: Man konnte nicht endlos sprechen – irgendwann musste der Hund raus.

AC: Genau. Auch das ist Teil von Care. Und es verändert die Kritik. Früher war meine Position als Wissenschaftlerin: Dinge von aussen dekonstruieren, distanziert bleiben. Doch diese Distanzierung funktioniert nicht mehr. Schon länger arbeiten wir mit performativer Kritik – und jetzt bestätigt sich: Kritik kann auch heissen, die Banalität des Alltages auszuhalten.

ML: Ja, genau. Ich bin ständig im Struggle – aber vielleicht ist das auch gut. Frieden bedeutet für mich nicht Harmonie, sondern dass verschiedene Seiten sich reiben. Das ist sehr produktiv. Einerseits gibt es dieses *Otherworlding*, *Otherfutures* – die Vorstellung, wie es anders sein könnte. Da spielen Fragen von Gender, Diversität, Pluralität eine grosse Rolle. Aber man muss auch auf die Power Plays achten, die dort stattfinden. Gerade im Bereich Non-Binary habe ich Dinge erlebt, die mich schockiert haben: Studierende sagten etwa, sie seien immer ausgegrenzt, und projizierten den ganzen Hass gegenüber dem System auf mich – «du bist eine alte, weisse Frau, du hast die Machtposition». Manche forderten, dass alle *Allies* sein müssten, und wer das nicht sei, werde ausgeschlossen. In Konflikten führte das schlimmstenfalls zu Ausgrenzungen. Da dachte ich: Moment – sicherlich bin ich eine alte, weisse Frau, aber ist das mit einem Hassobjekt gleichzusetzen? Wir müssen gemeinsam lernen.

VF: Das kenne ich auch. Gerade von Non-Binary-Studierenden habe ich erlebt, dass sich der ganze Widerstand auf mich als Repräsentantin einer Institution richtet.

ML: Für mich gehört das ebenfalls zum *Otherworlding*. Mit Donna Haraway oder ähnlichen Ansätzen denkt man über neue Formen von Gemeinschaft nach – etwa *Be-Ins* oder Rituale mit Technologie. Im Zuge post- und dekolonialer Perspektiven schauen wir auf andere Kulturen, die mit *Healing Technologies*, Resonanzen oder Vibrationen arbeiten. Es geht darum, Technologie für Gruppenbildung anders zu nutzen: nicht in politischen Diskussionen, sondern indem man gemeinsam *schwingt*, das eigene Ich aufgibt.

Ich selbst bin kein Fan des Subjektbegriffs, aber ebenso wenig davon, kritisches Denken aufzugeben. Diese Formen stellen eine grosse Umstellung in der politischen Vorstellung dar. Sie knüpfen an Praktiken der 1960er Jahre an, die durchaus problematisch sind. Auch in westlichen Kulturen gibt es eine spiritistische und psychedelische Verbindung zu

Technologie. Das ist mittlerweile mein Herzens-Forschungsfeld. Wolfgang Hagen (2000, 2002) hat brillant zur spiritistischen Vorgeschichte von Technologie gearbeitet. Deshalb war ich selbst lange sehr vorsichtig. Aber die Idee, grosse Themen herunterzubrechen in kleine Praktiken – das hat etwas Milderndes.

In Bezug auf Care haben wir mit Nishant Shah einen Workshop gemacht, im Rahmen der Kooperation zwischen Köln und Hongkong für das Global Care Lab⁴. Er hat eine Analyse entwickelt: Was ist eigentlich der Zustand von Care, was sind die Politiken von Care? Ein Thema war «Krise und Care». Krisen sind nicht naturgegeben, sie werden gemacht – immer verbunden mit Interessen. Andere Entscheidungen wären möglich, auch jetzt, etwa in Bezug auf die Klimakrise. So eine scharfe Analyse beruhigt mich: Care kommt in der Regel erst dann ins Spiel, so Nishant Shah, wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen ist.

AC: Was meinst du damit?

ML: Ich meine zum Beispiel Hate Speech im Internet oder auf TikTok. Care setzt erst dann ein, wenn Verletzungen bereits passiert sind. Eigentlich müsste Care aber schon vorher da sein – ein Raum, in dem Verletzungen gar nicht erst entstehen. Care müsste selbstverständlich sein, sodass wir immer aufeinander achten. Man könnte es als *Allyship* verstehen, aber für mich muss es ein *Allyship* sein, in dem Konflikte klar benannt werden und nicht neue Ausgrenzungen entstehen. Das meine ich: eine klare Analyse des Zustands – egal, ob von Care, von Krise oder von Gemeinschaft.

Also nicht so eine alltags-heile Welt, sondern aus einer kritischen kulturwissenschaftlich, medienwissenschaftlich fundierten, was ich immer wichtig finde, Analyse, dann zum Handeln kommen, aber eben Handeln. Und das hat vielleicht viel mit dem Zaudern zu tun. Immer wieder auch mal zurückgehen, weil man ist nie draussen, das ist Kritik. Man ist immer drinnen.

4. Eine andere Sagbarkeit etablieren: Von TikTok in die Lehre und zurück?

ML: Ich dachte zunächst: Schauen wir einmal, was auf TikTok möglich ist – das müsste man eigentlich weiterverfolgen. In den Seminaren habe ich gelernt, dass es vor allem um Serialität geht: Es entstehen nicht einzelne Videos, sondern Reihen. Die Studierenden probieren das zwar aus, nehmen etwas mit, aber meine – zugegeben – heimliche Hoffnung war, dass sich daraus eine Gruppe entwickelt, die wirklich daran anknüpft und weiterarbeitet.

AC: Und das ist nicht eingetreten?

⁴ <https://nishantshah.online>.

ML: Nein, bislang überhaupt nicht. Einzelne Arbeiten fand ich zwar sehr überzeugend und habe die Macher:innen auch angesprochen, aber eine nachhaltige Dynamik ist nicht entstanden. Vielleicht hängt das auch mit meiner eigenen Erfahrung zusammen: Mein erstes TikTok-Video – das mit dem Avatar – war für mich ein Schlüsselmoment.

AC: Ja, das habe ich gesehen.

ML: Ich habe damals mit einem Filter gearbeitet, ohne genau zu wissen, was ich tue. Man sieht darin dieses gealterte, leicht verfremdete Gesicht – und das Video hatte plötzlich rund 700 Likes. Da dachte ich: Das beginnt ja vielversprechend. Danach bewegten sich die Zahlen eher im Bereich von 15 bis 30 Likes, dann gab es wieder einzelne Ausreisser nach oben. Kurz hatte ich den Eindruck, der Algorithmus «greift» – aber das war nicht von Dauer.

Irgendwann habe ich den Fokus verschoben und mir gesagt: Ich mache das vor allem für die Lehre. Die Studierenden sollen etwas daraus mitnehmen. Mein Anliegen ist es, Formen von Artistic Research zu erproben – also andere Erzählweisen, andere Sprachen.

VF: Eine andere Sagbarkeit.

ML: Genau, eine andere Sagbarkeit auf TikTok zu etablieren. Dafür bräuchte es eigentlich kollektive Formate. Ich versuche das weiterhin, auch wenn sich daraus bislang keine grössere Sichtbarkeit ergeben hat. Irritierend fand ich in diesem Zusammenhang wissenschaftliche Formate auf TikTok, etwa Konferenzen, die stark an Reichweitenlogiken orientiert waren: Dort wurden vor allem Personen aus dem akademischen Umfeld eingeladen, die viele Klicks generieren – und diese Klickzahlen wurden implizit als Massstab für «gute» Wissenschaft gesetzt.

AC: Also «erfolgreiche» Wissenschaft.

VF: Eher erfolgreiches Marketing.

ML: Genau. Eigentlich müsste man sagen: Das ist unsere Community – aber so funktioniert es nicht. Ich hätte am liebsten unmittelbar einen alternativen Kongress organisiert.

In diesem Kontext bin ich wieder auf Wendy Hui Kyong Chun gestossen, die ich sehr schätze. Neben ihrem Buch *Discriminating Data* hat sie kürzlich gemeinsam mit anderen Autor:innen den Band *Algorithmic Authenticity*. Darin geht es u. a. zentral um die Frage, was Authentizität unter Bedingungen sozialer Medien bedeutet. Das ist auch für das Verständnis von Fake News entscheidend: Selbst wenn denn Rezipierende wissen, dass es sich um Desinformation handelt, folgen sie ihnen oftmals dennoch.

Die entscheidende Frage lautet also: Warum wirkt etwas als authentisch? Warum erscheinen bestimmte Akteur:innen – etwa Donald Trump – als besonders authentisch? Und welche Rolle spielen dabei die technologischen Bedingungen? Empfehlungsalgorithmen, Datenanalysen und Netzwerklogiken sind geradezu darauf ausgerichtet, so mit Chun, Authentizität zu identifizieren und zu verstärken. Ausgehend davon plädiert Chun zunächst für eine präzise theoretische Fundierung. Denn unterschiedliche theoretische Perspektiven führen zu unterschiedlichen Handlungsoptionen.

VF: Und warum kommt uns ein Gespräch mit Chat GPT so authentisch vor? Wie wird das berechnet.

AC: Ich finde eine gelingende Kommunikation mit ChatGPT schon spannend. Wie kann ich die KI dazu bringen, das zu machen, was ich will? Und dann lauert natürlich auch der wissenschaftliche Erfolg, die Fördergelder und so weiter. Gleichzeitig möchte ich aber auch den Twist mitnehmen, die Grenzen der KI auszuloten.

ML: Bei ChatGPT geht es jedenfalls nicht darum zu sagen: Weg mit den Handys, weg mit ChatGPT. Erstens wird man diese Technologien nicht mehr los. Zweitens geht es darum, ihre Potenziale zu verstehen und sie in ihrer Nutzung selbst sichtbar zu machen. Vielleicht eröffnet sich hier gerade ein neuer Weg, vielleicht verbinden sich auch verschiedene Wege. Da bin ich selbst noch unsicher. Aber die Figur des versierten Spielers fällt mir in diesem Zusammenhang wieder ein. Sie steht für ein *Performing Digital*, im Sinne von «Ich performe» und werde gleichzeitig performt. Aus dieser Verstrickung kommt man nicht heraus. Das gilt auch für alles, was man auf TikTok macht – man ist sofort Teil davon.

Ich habe einmal einen Vortrag in einem Museum gehalten und mich gefragt: Was mache ich da eigentlich? Dann kam mir die Idee, dass Martina Leeker krank sei und deshalb Lotte Leaker den Vortrag für sie übernimmt. Lotte Leaker als Figur ist eine fiktive Aktivistin der digitalen Aufklärung. Sie setzt sich gegen die Intransparenz digitaler Kulturen und die Leichtgläubigkeit ihrer Nutzer:innen ein. Unter dem Motto «*Like to leak, need to leak*» nutzt sie das Leaken als kritische und zugleich humorvolle Praxis. Es ging um Digitalisierung, aber ich weiss nicht mehr genau, worum es inhaltlich ging. Jedenfalls diskutierte Lotte Leaker die These, dass es grossartig sei, nicht erfolgreich zu sein.

I would prefer not to.

Das verstehe ich als Teil einer Haltung. Man weiss oft, dass das, was man tut, eigentlich Unsinn ist – und probiert es trotzdem. Eben: *I would prefer not to be successful*. Lotte Leaker erzählt dann, Martina Leeker habe ihr erklärt, dies sei ihre neue These. Und Lotte lacht darüber, weil die Idee, bewusst auf Nicht-Erfolg zu setzen, völlig absurd erscheint. Schliesslich gilt Erfolg als Massstab dafür, ob etwas funktioniert.



Abb. 2: Lotte Leaker interviewt Martina Leeker, Screenshots aus dem Youtube Video <https://www.youtube.com/watch?v=Hw5SGnHz9xA> © Martina Leeker.

VF: Das könnten wir uns ja vornehmen: Wir wollen nicht erfolgreich sein, wir wollen nicht gesehen werden – und veranstalten dazu eine Konferenz, die wir anschliessend auf YouTube veröffentlichen.

AC: Also eine Art Nicht-Passing? Sichtbar genug sein, um teilzunehmen, aber nicht vollständig in den Logiken von Sichtbarkeit und deren Berechenbarkeit aufgehen.

VF: Alle bekommen als Vorab-Aufgabe: Sie müssen sich selbst googeln. Und dann herausfinden, wie sie es schaffen könnten, nicht mehr auffindbar zu sein.

ML: Ein Freund von mir hat das geschafft. Das ist total gruselig. Der war Medienkünstler und wusste also genau, was er tat.

VF: Neulich hat jemand in meiner Anwesenheit nach mir gegoogelt. Da denke ich immer: Wow, all diese Bilder. Mir ist überhaupt nicht bewusst, dass sie da sind. Dass sie alle gefunden werden können.

AC: Ich erinnere mich noch gut an die Aufregung in meiner Kindheit, als die neuen Telefonbücher erschienen. Das war immer ein Ereignis: Die neuen Telefonbücher sind da! Dann haben wir nachgeschaut und uns selbst darin gefunden. Das war damals gewissermassen das Maximum öffentlicher Sichtbarkeit, das man haben konnte. Und dann gab es diese Irritation, wenn man sich selbst auf einem Anrufbeantworter hörte. Dieses Gefühl:

Oh krass, so hören mich andere Menschen? Das bin wirklich ich? Ich finde, diese Spur der Irritation setzt sich fort. Heute lautet die Frage: Das bin ich im Internet! *Das bin ich?*

Die Frage ist ja auch, wenn wir schon sichtbar sind: Wie bearbeiten wir diese Form von Erfolg. Gerade in der Wissenschaft sind wir ständig damit konfrontiert.

VF: Du meinst die ganzen Wissenschaftsportale. Da bekommt man ständig Benachrichtigungen: *Someone read your paper, two new citations this week*. Oder die Frage: Was ist eigentlich dein meistzitiertes Paper?

AC: Wenn du das Premium-Update kaufst, erfährst du es.

VF: Genau. Bei Portal A bin ich nicht einmal richtig angemeldet. Trotzdem existiere ich dort, weil andere Leute mich verlinkt haben. Das ist schon etwas unheimlich.

AC: Diese Erfolgslogik begegnet einem tatsächlich auf neue Weise. Ich hatte einen Twitter-Account und erinnere mich noch gut an dieses Erlebnis am Anfang: Plötzlich wurde ich von wildfremden Menschen gelikt oder geteilt. Oha. Gleichzeitig gibt es die gegenteilige Erfahrung: Ich poste etwas, was ich interessant oder wichtig finde – und niemand reagiert. Wirklich niemand. Dann stellt sich die Frage, wie gehe ich damit um, wie halte ich das?

Im Seminar ist das ja nicht völlig anders. Es gibt Veranstaltungen, bei denen ich am Ende denke, das Einzige, was bei den Studierenden im Gedächtnis bleiben wird, ist vielleicht dieser eine merkwürdige Kommentar von mir. Aber dann erinnere ich mich daran, dass da auch andere Gespräche waren, andere Studierende, bei denen vielleicht etwas in Bewegung geraten sein könnte.

Eigentlich ist die Erfahrung der Unsichtbarkeit, Un-Wirksamkeit schon vertraut, aber sie gehört in besonderer Weise zur neuen Wirklichkeit digitaler Sichtbarkeit. Es geht darum, sich immer wieder vergewissern zu können und dabei aber auch zu scheitern.

VF: Sich vergewissern zu können, dass man existiert, auch wenn man gerade nicht gesehen wird?

AC: Genau. Und nicht nur als Leistungssubjekt zu existieren – nicht nur als ein vom Algorithmus positiv bewertetes, hochgeranktes Nutzer:innensubjekt –, sondern einfach so.

Literatur

- Chun, Wendy Hui Kyong. 2021. *Discriminating Data: Correlation, Neighborhoods, and the New Politics of Recognition*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Hagen, Wolfgang. 2000. *Radio Schreber. Der «moderne Spiritismus» und die mediale Konstruktion des Körpers*. Weimar: Verlag der Bauhaus-Universität.
- Hagen, Wolfgang. 2002. «Die Stimme als körperloses Ereignis. Zur Mediengeschichte der Telephonie.» In *Übertragung – Übersetzung – Überlieferung. Episteme und Sprache in der Psychoanalyse Lacans*, herausgegeben von Friedrich Balke, Joseph Vogl, und Benno Wagner, 121–150. München: Fink.
- Leeker, Martina. 2024. «Performing TikTok. Anleitungen für «versierte Spieler» im posthumanen Theater digitaler Kulturen». *KULTURELLE BILDUNG ONLINE*. <https://doi.org/10.25529/afbt-6g11>.
- Melville, Herman. 2018 [dt. Erstausgabe 1939]. *Bartleby der Schreibgehilfe: Eine Geschichte von der Wallstreet*. München: Penguin.
- Vogl, Joseph. 2007. *Über das Zaudern*. Zürich und Berlin: Diaphanes.